

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 79.

Sonntag, 4. April.

1915.

(9. Fortsetzung.)

## Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Auf dem Friedhof zu Gardby ruhte Peder Tiedemann. Und die alten Binden blühten und verblühten, der Seesturm schrie, und Novembernebel lastete auf Meer, Küste und Stadt. Der Winter kam und ging. Weiden blühten, und nach ihnen Rosen. Gleichmäßig still floß im Wechsel der Jahreszeiten das Leben der Gardbyer dahin.

Zwei Jahre und einen Sommer und Herbst schlummerte jetzt schon Peder Tiedemann. — — —

Die Saalküren des „Hotels zum Weltmeer“ waren weit geöffnet. Die Honorationen, Eltern der Lateinschüler und Freitischgeber strömten hinein.

Man wußte, daß der jüngste Magister der Lateinschule, Dr. Hermann Witte, die Rede halten würde, an welche sich die Deklamationen der Schüler anschließen sollten. Da man außerdem gehört hatte, daß der junge Lehrer aus einer alten Gelehrtenfamilie stammte und selbst ein hervorragender „Kopf“ sein sollte, daß einige ältere Lehrer der Lateinschule ihn mit scheelen Blicken betrachteten, so war man doppelt gespannt, was er den Gardbyern sagen werde.

„Verstehen wird man vielleicht ja nicht viel von dem gelehrten Zeug“, hatte Herr Wilmsen zu den Seinen gemeint, „Germanomanie — habe das Wort in meinem Leben nicht gehört. Aber wir können ja hingehen.“

Und man sah Herr Wilmsen mit Frau und Tochter in einer der ersten Reihen und blickte zu dem Katheder hinauf, hinter dem ein langaufgeschossener Mann mit blondem Büschelhaar, schweißgeiztem länglichen Antlitz und blühenden Blauaugen ragte und frei auf seine Zuhörer hinabblitzte.

Er begann mit Johannes v. Müllers Worten: „Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der Jüngling, der Griechen, ihn wollte, erscheint in Achill. Rauher sind, härter, härter, blutiger, kauscher des kalten Nordes gewaltige Söhne, kaledonische, skandinavische, nibelungische Krieger.“

Der Herr Konrektor sah mit spöttischem Lächeln da. Also nicht einmal einen Vortrag auf wissenschaftlicher Basis? Wortgefingel aus der Demagogie- und Teutonenschule der Jenerseits Burschenschaft? In dem Jüngling hatte man einen wissenschaftlichen Konkurrenten gewittert und hatte nur einen schwärmerischen Waffenstudenten vor sich?

Erst als Dr. Witte jetzt auf das klassische Altertum einging, über das Demundenwerte, aber auch lächerlich Großprahlende der griechischen Herren sprach, zog der Herr Konrektor wieder die Brauen finster zusammen. Doch wissenschaftlich?

Von Odysseus und Aeneas ging der Redner auf die Helden der Edda und des Nibelungenliedes über.

Ob wissenschaftlich oder nicht — die Zuhörer waren angenehm überrascht, so verständlich und so fesselnd sprach der junge Mann da oben vor ihnen. Sprach von den germanischen Söldnern, welche den Römern die Schlachten schlugen, von den germanischen Stämmen,

die das morische Weltreich in furchtbarem Anprall zertrümmerten. Er schilderte Ritter- und Bürgertum des Mittelalters, die traurige Zeit, da jede Einheit fehlte und die Seere Europas Deutschland zu ihrer Walfstatt machten. Und dann die Zersprengung der kaiserlichen Ketten.

Sei, wie er da stand, der junge deutsche Schwärmer mit dem lockigen Blondhaar und den blühenden Blauaugen. Nachdem die alten germanischen Erbfehler, Uneinigkeit und Fremdensucht, Deutschland in tiefste Schmach gestoßen, sei plötzlich in Adel und Bürger, alt und jung das stolze echt deutsche Gefühl der Pflicht und Kraft erwacht und jeder habe so das Recht erworben, stolz zu sein auf die herrlichen Eigenschaften, welche im Deutschen schlummern.

„Aha, nun kommt die demagogische Schlussfolgerung“, dachte der Konrektor, dem der Vortrag des jungen Kollegen viel zu wenig Angriffspunkte geboten hatte.

Dr. Witte schloß. Einerseits habe der Deutsche die Pflicht, seine Erbfehler: Zank und lächerliche Bewunderung alles Ausländischen, möge es nun klassisch oder modern sein, zu bekämpfen, andererseits habe er allen Grund, auf die Arbeits-, Opfer- und Kampffreudigkeit der Deutschen, auf ihre Tat- wie Geisteserfolge ebenso stolz zu sein, wie es andere Völker manchmal ohne größere Berechtigung sind. Wenn man das Germanomanie schimpfen will, daß wir auf Kosten des Ausländischen und Fremden, des Griechischen, Lateinischen, Französischen mehr teutonische und die uns verwandte skandinavische Kultur und Sitte beachten und ehren, dann nur zu; es wird für uns Deutsche nichts Ehrenvolleres geben, als an Germanomanie zu leiden. — —

Herr Wilmsen klopfte sich mit den Fingern der einen Hand ganz leise auf den anderen Handrücken, wie er es zu tun pflegte, wenn ihm etwas ganz besonders gefiel.

Gretchenfräule sah wie im Traum da. Mehr als die Rede hatte sie der Redner selbst gefesselt. Diese freie, stolze, sichere Art. Wie jugendlich zuversichtlich die Augen blickten. Und wie männlich fest die Stirn, wenn er von Deutschlands traurigen Zeiten sprach. Sie sah, daß jetzt einige Schüler — einer nach dem anderen vortraten, ihre mehr oder minder geschickte Verbeugung machten und deklamierten — Körner, Arndt, Kleist. Sie vernahm Worte, aber sie wußte nicht, was da deklamiert wurde. Sie sah das Gesicht, die lange Gestalt des jungen Mannes vor sich, sie dachte an ihn, sie — sie hatte ein seltsames Gefühl in sich und wußte nicht, was es war.

Der Saal entleerte sich allmählich.

Der Konrektor näherte sich der Gruppe von Kollegen, welche dem Redner gratulierend die Hand drückten, und sagte mit spöttischem Lächeln: „Na, Herr Kollega, jetzt werden wir unseren Sophokles wohl durch Nokebaue ersetzen müssen, nicht wahr?“



„Nein, aber wäre Heinrich v. Kleist nicht geeignet?“ antwortete Dr. Witte.

Der andere wurde ein wenig verlegen; er — wie vielleicht so mancher Konrektor der dreißiger Jahre — kannte v. Kleist gar nicht.

Als Herr Wilmsen mit Frau und Tochter aus dem Gotel trat, froh von Osten her schon die Abenddämmerung über die Stadt. Im Westen zog sich über dem Horizont noch ein bernsteingelber Strich hin, die ersten Sterne blickten auf. Ein scharfer Nordwind blies durch die Straßen.

„Nun, in diesem Jahre können wir wohl auf weiße Weihnacht hoffen“, meinte Frau Wilmsen, sich fester in ihren schwarzen, mit weißem Pelz geränderten Samtmantel hüllend.

„Ja, Schnee ist in der Luft“, antwortete ihr Mann, und nach kurzer Pause, „übrigens — der Dr. Witte gefällt mir, nicht wegen seiner deutschen Schwärmereien; wir gehören ja zu Dänemark, aber der ganze Kerl ist so frisch, als wenn er —“

„Als wenn er Kaufmann wäre“, fiel ihm seine Frau lachend ins Wort.

„Na ja. Was meinst du: wenn er während des Festes sich nicht von der Diligence durchritteln lassen will, könnten wir ihn mal bitten.“

Grethenfraude ging klopfenden Herzens neben ihren Eltern her. Und als ihre Mutter jetzt beistimmte, ließ sie der Gedanke nicht los: er wird zu uns kommen — am Weihnachtsabend.

Die Tage vor dem Christfest brachten den Angestellten im Wilmsenschen Geschäft viel Arbeit, erst gegen halbeschloffen sie abends den Laden, muhten dann noch aufräumen und frohen am Mitternacht müde in ihre Kammer.

Der älteste Lehrling, Henning Tiedemann, sah dem Feste mit größter Spannung entgegen. Unter dem Weihnachtsbaum pflegten die „dreijährigen“ Lehrlinge eine Bestätigung zu finden, daß sie zu Ostern aus der Lehre entlassen und Gehilfe würden. Gleichzeitig aber lag dabei die Benachrichtigung, welchem seiner Geschäftsfreunde Herr Wilmsen den neugebadenen Gehilfen empfohlen habe.

Der Vorkämpfer war auf des Prinzipals Veranlassung in eine gute Stellung nach Hamburg gekommen. Nur den Lehrlingen, die sich nicht sehr ausgezeichnet hatten, riet Herr Wilmsen, noch ein Jahr mit mäßigem Gehalt bei ihm zu bleiben.

Henning Tiedemann war voll streitender Gefühle. Sein Ehrgeiz würde sehr verletzt werden, wenn er zum weniger tüchtigen Menschen gestempelt würde. Aber ihm graute auch wieder davor, sich an neue Verhältnisse gewöhnen zu müssen. Die tüchtigen Leute schickte der Prinzipal immer seinen Hamburger Freunden, aber die Elbstadt sollte so groß sein, viel Gesindel sollte so gleich den Kleinstädter erkennen, bestehlen und vielleicht sogar — in die Kleebs werfen, und verirren konnte man sich im Gewirr der vielen engen Straßen mit den hochgiebligen Häusern. Und dann — Henning mußte doch im Geschäft bleiben, in dem Geschäft, welches er selbst später —

Auch Grethenfraude erwartete voll Unruhe den heiligen Abend. Dr. Witte hatte die Einladung mit bestem Dank angenommen. (Fortsetzung folgt.)

## .... In der Osternacht.

Von Margarete Richter.

Spät ist's, Liebster, und tiefes Schweigen hüllt mich ein, durch das geöffnete Fenster dringt der würzige Hauch der frischen Nachtlust und der Mond sendet sein mildes Licht zur Erde nieder. Der gedämpfte Strahl meiner kleinen, roten Ampel scheint auf diese Blätter, die Dir von dem, was diese Nacht mir einging, erzählen sollen.

Du fragst, was Sentimentalität ist? Ja, Liebster, wer könnte das beschreiben! Wir sehen so oft ein Wort für ein Gefühl, das wir nicht erklären können und hoffen dann, daß das Wort oder die Stimme, die es begleitet, das hineinlegen möchte, was wir ihm nicht geben können. Sentimentalität! Welchen Himmel kann dieses Wort bedeuten, und welches grenzenlose Weh schließt es oft ein! Ich bin zu dem Schluß gekommen: Die Sentimentalität ist ein ideales Träumen von der Vergangenheit oder der Zukunft, von einem unerreichbaren Glück oder unennbarem Leid, jedenfalls von etwas nur in der Idee Bestehendem, das verhindert, daß man die Gegenwart bis zur Reize genießt und nußt, und das zu einer Talenlosigkeit führt, weil man vor lauter Gefühl das Leben vergißt. Der Werther ist das klassische Vorbild eines sentimentalischen Menschen, und wenn man dessen Wesen ganz versteht, seine Seele in ihrer tiefsten Menschlichkeit begreift, dann weiß man auch, was Sentimentalität ist.

Der Deutsche neigt ganz außerordentlich zu dieser Empfindsamkeit im Goethe'schen Sinne. Wie könnte man es sich sonst erklären, daß er, mitten im lauten, lachenden Feste, plötzlich still und verträumt in die Ferne schaut, all das blühende Leben, alle Lust ringsumher vergißt und singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?“ Und alle anderen werden von der gleichen Sehnsucht nach dem Ungreifbaren, von demselben Weh um verschwundenes Glück, das sie vielleicht nie besessen haben, ergriffen. Es ist, als ob ein höheres Wesen jeden mit seinem Zauberstab berührte und ihn vom lärmenden Fest vor den Spiegel seiner eigenen Seele führt. Das ist die Stimmung, Liebster, etwas so Urdeutsches, daß selbst das Wort für dieses Gefühl nur in der deutschen Sprache zu finden ist, etwas so Hohes und Reines, daß alles Niedrige dagegen verstummen muß.

Doch, mein Freund, Du weißt, daß ich selbst sentimental bin. Wie sollte ich da das Wesen der Empfindsamkeit klar beurteilen können! Ich halte vielleicht noch für tiefes Gefühl, was andere schon lächerlich finden, denn welcher Mensch sieht seine Fehler in dem Maße ein, in dem sie vorhanden sind?

Vor allem aber eins: Da die Sentimentalität ohne Zweifel eine gewisse Schwäche ist, so ist sie auch ein Fehler, und man sollte sie mit aller Kraft zu bekämpfen suchen.

Doch, wozu schreibe ich all die unnützen Worte, während draußen die schöne Nacht den schöneren Morgen verkündet. Es ist ja Osternacht, Liebster! Die schlanken, schwanfenden Birken vor meinem Fenster neigen sich zueinander und ein Naunen geht durch die zarten Blätter: „Auferstehung“. Leise plätschert der Bach im Silberschein des Mondes durch die Biese. „Auferstehung“, murmeln die Wellen. Der leichte Wind trägt den Duft der Veilchen und Primeln zu mir her, in der Ferne singt eine Lerche im Traum. Still, Liebster, störe den Zauber der Nacht nicht, denn der Frühling geht durch die Natur und weckt die Erde. Hörst Du das Plüßtern und Wispern? Das sind die Schneeglöckchen, die den nahenden Morgen verkünden. Sieh, der Mond verhüllt sein Antlitz, denn der kommende Tag schickt den fahlen Dämmererschein voraus, ein Vogel singt leise sein Lied, das erwachende Licht zu grüßen: „Auferstehung“.

Ja, Auferstehung, Liebster. Die Osterglocken läuten, sie stimmen ein in den Hymnus der Natur vom neuen Leben. Was in Tod erstarrt war, ist erstanden. Langsam weicht die Dämmerung, ein junger Tag zieht herauf und Osterglocken läuten ihn ein! —

Leb' wohl, Liebster!



### Aus der Kriegszeit.

Ein waderer Kämpfer. Einen Beweis zäher Tapferkeit gab beim Sturme auf eine Ortschaft in Flandern im November der Reservist Sutterlitt, gebürtig aus St. Kreuz im Lebertal (Elßaß). Es gelang ihm, mit 7 Mann bis etwa zum zehnten Hause der Ortschaft zu gelangen. In diesem Hause wollte das wadere Häuflein eben einen französischen Hauptmann mit 12 Franzosen gefangen nehmen, als zur Hintertür Engländer hereinstürmten und den Nachtstehenden erstickten. Nur dem Reservist Sutterlitt gelang es, zu seiner Kompanie zurückzukehren. Doch das Schicksal seiner Kameraden ließ ihm keine Ruhe. Mit Anbruch der Dunkelheit begab er sich allein nach dem Hause zurück und fand dort alle seine lieben Kameraden erstochen. Nachdem er



sich überzeugt hatte, daß keinem mehr zu helfen war, legte er sie nebeneinander und fastete jedem die Hände. Auf dem Rückwege zur Kompanie gelang es ihm, einen Franzosen gefangen zu nehmen. Trotzdem Sutterlitti wußte, daß das Dorf vom Feinde besetzt war, wagte er sich noch ein drittesmal allein in den Ort, um für seine Truppe, die beim Stürme durstig geworden war, Wasser zu holen. Kaum hatte er die Feldflaschen gefüllt, als von der rechten Flanke eine englische Schützenlinie herannahte. Im Marsch-Marsch brachte er diese Meldung an seine Kompanie zurück und konnte dadurch einen schlimmen Überfall verhüten; denn die Engländer versuchten unsere Truppen durch den Ruf: „Eigene Kameraden!“ „Eigene Patrouille!“ irrezuführen. Dank der Aufmerksamkeit und Schnelligkeit des Reservisten Sutterlitti gelang ihnen jedoch ihre betrügerische List nicht. Sie wurden mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen und mußten unter Zurücklassung einiger Verwundeter fliehen. Auch bei anderen Gelegenheiten hat sich der tapfere Reservist ausgezeichnet und sich dadurch das Eiserne Kreuz verdient.

**Der Kampf der Franzosen gegen das R.** Ein Spottvogel im Schützengraben ist der junge und geistreiche Pariser Schriftsteller Henry de Forge, der in Paris zu der literarischen Vorhut gehörte und in Künstlerkreisen wegen seines scharfen Witzes berühmt war und der nun in den Vogesen den harten Dienst an der Front mit Mut und Verwegenheit leistet. Von seinem guten Humor, den er auch unter so schwierigen Umständen nicht verloren hat, legt ein Vorschlag Zeugnis ab, den er in diesen Tagen der Pariser Akademie mit all dem Ernst, der sich im Verkehr mit der gelehrten Körperschaft gebührt, eingereicht hat. Es handelt sich darum, daß aus dem französischen Alphabet der Buchstabe R ausgemerzt werde. In seiner Petition begründet Henry de Forge seinen Vorschlag also: „Der Buchstabe R ist in unserer Sprache völlig unnütz. Er hat den unbestreitbaren Fehler, in seiner Anwendung ein deutsches Erzeugnis zu sein. Ich erlaube mir daher, vorzuschlagen, daß er aus unserem Alphabet gestrichen und durch den Buchstaben C oder den Buchstaben Q ersetzt wird.“ Welche Aufnahme dieser Vorschlag bei der Akademie finden wird, kann niemand voraussagen. In den Pariser Künstlerkreisen fürchtet jedoch mancher, die Akademie könnte die Erwägungen darüber aufschieben, bis die mit der Durchsicht des Wörterbuches der französischen Sprache beauftragte Kommission zu dem umstrittenen Buchstaben R gelangt sein wird. Das würde heißen, daß das Schicksal des R — 200 bis 300 Jahre in der Schwebe sein wird. . . .

**Ein Stimmungsbild aus einer polnischen Kirche.** Aus dem Feldpostbrief eines Lehrers an seine Schüler veröffentlicht die „Danz. Ztg.“ folgendes schöne Stimmungsbild: Gestern marschierten wir 45 Kilometer weit und waren natürlich todmüde. Heute sollten wir die Russen fassen. Wir marschierten früh 6 Uhr los; es regnete und stürmte, daß wir kaum vorwärts kamen. Nach 15 Kilometer Marsch erreichten wir den Ort L. An der Kirche hielten wir und aßen Mittagbrot aus unseren Feldküchen. Dann gingen wir, weil es so regnete, in die Kirche (es war eine katholische). Wir legten uns auf den Fußboden und erzählten uns ganz leise etwas, viele Leute schliefen sofort ein. Ich erinnere mich, daß ich heute vor zwei Jahren um dieselbe Zeit in der Kirche war; es ist nämlich mein Hochzeitstag. Da ging ich zur Orgel und spielte den Choral „So nimm denn meine Hände“, der damals bei meiner Hochzeit auch gesungen wurde, und siehe da, die bärtigen Männer da unten summten erst leise mit, immer lauter dann und schließlich sangen alle den schönen Choral mit. Draußen krachten die Schüsse — es wurde gesprengt —, wir achteten darauf nicht, so sehr waren wir von unserem Sang ergriffen. Das Lied war zu Ende, ein anderer Kamerad setzte sich auf die Orgelbank. Dieses Schweigen herrschte in dem heiligen Räume; alle erwarteten noch etwas Hohes und Herzerhebendes. Da fing auch schon der Kamerad mit einem Vorspiel an, das immer leiser wurde und dann in das Lied „Ich hab mich ergeben“ überging. Da ging eine Bewegung durch das Gotteshaus, die tiefen Männerstimmen fielen ein und andächtig klang's: „Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland.“ Wie herrlich klang das für uns, die wir in wenigen Stunden in heißer Schlacht stehen konnten. Strophe für Strophe sangen wir mit wachsender Begeisterung, und als die letzte kam, da richteten wir uns hoch auf und aus vollem Herzen baten wir Gott: „Daß Kraft mich erwerben, in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben fürs heilige Vaterland!“ Da war es verklungen, so hieß es: An die Gewehre! Da fassen wir noch einmal so fest unsere Waffe, da leuchtete jedes Auge, da hatten wir alle Kraft erworben in Herz und

in Hand, was künmerle uns nun Sturm und Regen! Raschen Schrittes marschierten wir dem Feinde entgegen und jeder fühlte: wir werden siegen. Und wir haben gesiegt! Der Feind hielt solchen begeisterten Kämpfern gegenüber nicht stand.

**Der kugelfeste General.** Es ist eine alte Erfahrung, daß die Soldaten gern an das „Glück“ glauben, und dieses Vertrauen auf ihren Stern befähigt viele Kämpfer, auch den schwersten Gefahren mit vollkommener Ruhe entgegenzugehen. Dieser Glaube wird immer von neuem bestärkt durch merkwürdige Tatsachen, die ihm recht zu geben scheinen; es werden Fälle erzählt, in denen Leute auch aus den größten Gefahren hervorgehen, ohne daß sie das kleinste Mißgeschick gehabt hätten. In ausländischen Blättern wird z. B. die folgende Schilderung eines Offiziers vom französischen Generalstab wiedergegeben, deren Held ein anscheinend unverwundbarer General ist: „Ich hätte schon hundertmal getötet werden müssen. Im Augenblick der Mobilmachung befand ich mich bei einem Divisionsgeneral als Adjutant, den ich überall hin begleitete. Einige Tage nach der Kriegserklärung erhielt er die Nachricht vom dem plötzlichen Tode seiner Frau, die er anbetete. Er trug keinen großen Schmerz zur Schau, aber ich bemerkte sehr bald, wie tief er niedergeschlagen war und wie er augenscheinlich den Besatz gefaßt hatte, den Tod auf dem Schlachtfeld zu suchen. Tag für Tag führte er mich in das dichteste Schlachtgetümmel. Die Division kämpfte in jener Zeit an der Ostgrenze, und wir begaben uns immer in die vorderste Linie; während aber die Soldaten auf den Boden hingestreckt lagen und gegen den Feind schossen, blieben wir aufrecht stehen, um sie zu ermutigen. Eines Tages sind wir vier Stunden stehend im Maschinengewehrfeuer geblieben. Ich sagte mir unausgesetzt: in zehn Minuten, in fünf Minuten werde ich tot sein. Aber wir beide wurden von keinem Geschos getroffen. An einem anderen Tage war nach einem erlittenen Treffen, währenddessen wir zurückweichen mußten, eine unserer Batterien in einer „Panne“ zwischen den beiden Heeren zurückgeblieben. Ich schlug dem General vor, ich wollte gehen und sehen, ob es möglich wäre, sie zurückzubringen. Der General erklärte, er wolle mitkommen. Vergeblich suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß er hier nicht an seinem Posten wäre. Er antwortete mir heftig, daß er nicht von mir Befehle zu empfangen hätte, und so jagten wir beide zu Pferde los. Zunächst ging alles gut, wir gelangten ohne großes Hindernis an den Punkt, an dem sich die Batterie befand. Nur noch zwei Mann trafen wir dort an, einen Major und einen Soldaten, die unaufhörlich Gewehrschüsse abfeuerten, um den Feind zu der Überzeugung zu bringen, daß die Stellung noch besetzt wäre. So gelang es uns, wenn auch mit großer Mühe, die Geschütze in Sicherheit zurückzubringen. Wir überschritten darauf mehrere hundert Meter weit ein offenes Gelände zwischen den beiden feindlichen Linien. Wenn ich allein gewesen wäre, so wäre ich geritten, so schnell ich konnte; aber der General bemerkte, daß die Gise auf unsere Truppen einen schlechten Eindruck machen würde, und so setzten wir unsern Weg im Schritt fort, wobei wir der deutschen Infanterie ein ausgezeichnetes Ziel boten. Ich habe niemals ein derartiges Gewehrfeuer wieder erlebt. Die Deutschen hatten uns sofort bemerkt, und die Kugeln pfliffen so dicht um uns herum, daß die Blätter von den Bäumen wie im Herbst auf die Straße herniederrieselten. Trotzdem wurden weder der General noch ich getroffen; auch unsere Pferde erhielten nicht die leiseste Schramme. Man wird verstehen, daß ich nach diesem Abenteuer mich über nichts mehr wunderte.“

**Englischer Kriegsaberglaube.** Die kleinen Antiquitäten-geschäfte in London blühen und haben viele Kunden, die seltsame Kleinigkeiten aller Art erstehen. Der Beweggrund für diese Ankäufe ist kein künstlerisches oder Sammlerinteresse, sondern Aberglauben. Wie ein solcher Antiquitätenhändler erzählt, werden hauptsächlich Dinge verlangt, die eine tragische Geschichte haben. Schmutz von belgischen Flüchtlingen, den diese Unglücklichen reichlich anbieten, kaufen andere Leute aus Interesse an den Kriegereignissen, die damit in Verbindung stehen. Die besten Kunden aber sind Offiziere und Soldaten, die Amulette aller Art erstehen. „Ich hätte nicht gedacht, daß Soldaten so abergläubisch sind. Vielleicht kommt es von den vielen Automobilen her, die ja schon immer Amulette beborzugten. Kleine Bildchen, alte Kreuze und Anhänger, die eine Geschichte oder einen erotischen Ursprung haben müssen, werden bevorzugt. Überhaupt stehen Kriegserinnerungen hoch im Preise.“



# Schach

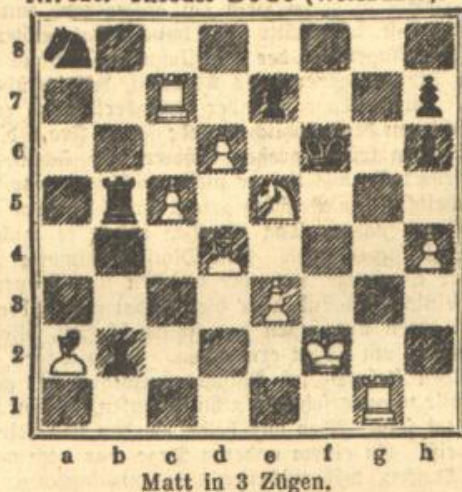
Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

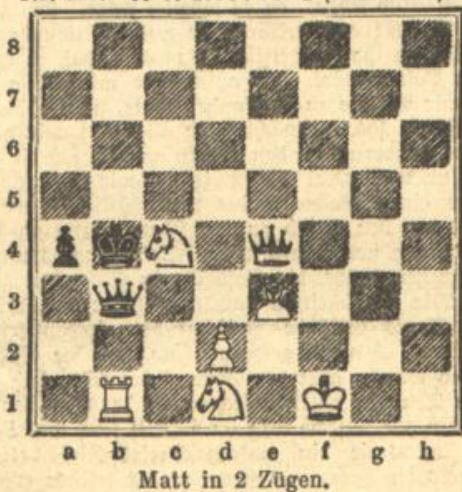
Wiesbaden, 4. April 1915.

## Schach-Aufgaben.

Nr. 320. Theodor Bode (Wiesbaden).



Nr. 321. J. J. Rietveld (Maasbode).



## Partie Nr. 118.

Die folgende Partie ward in einem Turnier des Schachklubs Nürnberg gespielt.

Dr. Tarrasch.	Ottensoofer.	18. b2×c3	L b7—d5
1. d2—d4	d7—d5	19. L e6×f7†	L d5×f7
2. c2—c4	e7—e6	20. T f1—e1	S f6—d5
3. S b1—c3	c7—c5	21. a2—a4†	L e7—d6
4. S g1—f3	S b8—c6	22. a4×b5	a6×b5
5. L c1—f4	S g8—f6	23. D e2—d3	D d8—h4
6. e2—e3	L f8—e7	24. g2—g3	D h4—d8
7. L f1—d3	0—0	25. T d1—b1	S d5—c7
8. 0—0	c5×d4	26. T b1—a1	L f7—d5
9. e3×d4	d5×c4	27. T a1—a7	D d8—d7
10. L d3×c4	S c6—b4	28. L d2—f4	L d6×f4
11. D d1—e2	a7—a6	29. g3×f4	T c8—f8
12. T a1—d1	b7—b5	30. f4—f5†	T f8×f5
13. L c4—b3	L c8—b7	31. D d3—g3	D d7—d8
14. S f3—e5	T a8—c8	32. D g3×c7	T f5—g5†
15. S e5×f7†	T f8×f7	33. K g1—f1	L d5—c4†
16. L b3×e6	S b4—d5	34. T e1—e2	D d8—e8?
17. L f4—d2	S d5×c3	35. D c7×c4†	Aufgegeben.

## Auflösungen:

Die Aufgabe 315 ist leider nebenlöslich. Die vorgesehene Lösung ist 1. Sc4. Es geht aber auch: 1. Se3 und 1. Sb6.

Nr. 316 (3 Züge). 1. Dh7, Kd4 2. Dh6; 1... Sf3 2. Sf×d7†; 1... Lf5 2. Dc7†; 1... Lb5 2. Dg7†, auch De7†; 1... d4 2. De4†; 1... ♗2. Sd3(†).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M. und J. K., zu Nr. 315 auch Wdw., Paul Zimmermann und Bdr., sämtlich in Wiesbaden.

## Briefkasten.

C. E. B. Bei der Aufgabe 313 folgt auf 2... Kf3, 3. Dg4# und auf 2... Le6, 3. Df5#. Bei 314 scheitert 1. L×d2 an 1... Kd5, 2. ♗ Ke5. — M. D. Siehe vorstehende Antwort zu Nr. 314. — Verschiedene Löser. Bei Nr. 316 scheitert 1. Dc3† an 1... d5—d4 und 1. Dd3 an 1... Kd6. — T. B. Nr. 3 ist korrekt und wird ebenfalls gebracht. Nr. 4 bedarf einer Korrektur. Auf 2. Tf5† K×e4 geht auch 3. Tf4#, u. auf 1... Kd6 geht auch 2. Db8† Ke7; 3. Dd8 oder f8. Eine gute Aufgabe soll wenigstens im 2. Zuge von Weiß nicht verschiedene Möglichkeiten bieten. Vielleicht sehen Sie sich das Problem noch einmal an. Nr. 5 ist nebenlöslich durch 1. Td4†. — Kampfhähne. Selbstverständlich waren Sie im Recht. Wer das Spiel hinwirft hat auf jeden Fall verloren, da rettet ihn auch ein Irrtum nicht.

## Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

### Bilderrätsel.



### Tauschrätsel.

Welt, Birne, Torf, Stiel, Linde, Haus, Zelt, Wahl, Stirn, Rebe, Nagel, Wille, Bonn, Anker, Bund, Falte, Zunge, Mars, Gang.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben eine interessante Meldung vom westlichen Kriegsschauplatz ergeben.

### Osterrätsel.

Im Osterglanze liegt die Welt,  
Daheim erklingen die Glocken heute,  
Doch unsere Tapferen draußen im Feld  
Hören ein anderes Ostergekläute.

Haubitzen Donner, Granatengezisch  
Und Kugelpfeifen und Schwerterklirren!  
Das gibt ein wundersam Gemisch!  
Da gilt's die Lösung zu entwirren.

Auch hier das Evangelium,  
Wird's auch gepredigt mit eisernen Zungen:  
Es weckte unser Volk und drum  
Hat's frühlingstark den Feind bezwungen.

Die Helden verklärt's, die im Felde der Ehr'  
Beim blut'gen Waffentanze blieben.  
Die heilige, selige Ostermair  
Trägt Trost daheim in die Herzen der Lieben.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 147.

Bilderrätsel: Husarenstrieche. — Ergänzungsrätsel: Trost, Erna, Gesims, Schürze, Katze, Wange, Rade, Abend (Ostern im Schützengraben). — Füllrätsel: Rom, Mosel, Aster, Liebe, Birke, Gnu (Ostern). — Scherzrätsel: Geld, du, Geduld.



# Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage  
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 7.

## Der Abfall vom Seinde.

Erzählung von Artbur Babillotte.

(Nachdruck verboten.)



Michel, schwör mir, daß du mir hilfst! Da, ich fahr dir mit allen zehn Fingern ins Gesicht, wenn du nett willst! Ich bring dich um, Michel, sell laß dir gesagt sein!"

Keuchend reckte sich das Mädchen vor dem hüftenschiefen Waldarbeiter. Ein paar große, schwarze, wildsprühende Augen brannten ihm auf der rauhbraunen Haut des harten Arbeitergesichts. Eifettes Hüpse hatten sich gelöst; ungebärdig flatterte jetzt das dicke Dunkelhaar im tausenden Wind der Höhe. Die Sonne sank über den Bergkamm nach Frankreich hinüber.

Aus dem Tal klang das Pfeifen einer Lokomotive. Die Vögel hingen schon schlaftrunken in den Zweigen.

"Laß mich in Ruh', Eifett!" schrie er wütend. "Du wirfst meine Frau und wohnst bei mir drunten im Städtel, und am Sonntag kommst du meinetwegen nüber ins Frankreich, für deine Freundschaft zu besuchen . . . Aber sonst bist mein und gehörst zu den Deutschen . . ."

Da grub sich eine unendlich gehässige Verachtung um die Mundwinkel des Mädchens. Eifette hob beide Fäuste, daß sie braun in dem zarten Goldschein des Abends schillerten.

"Horch, Michel", flüsterte sie, ihn zu sich hinreißend, daß er ihren heißen Atem auf der stoppligen Wange spürte, "den Vater selig haben sie mir zusammengeschossen sellmals vor Gravelotte. Und mein Heimathaus haben sie verbrannt."

Michel unterbrach sie. "Eifett", sagte er, "du bist mir versprochen. Zwischen deiner Mutter und meiner ist alles en règle, du hast mich lieb, wie ich dich, war, geht uns alles andere an!"

"Ah!" Sie flammte auf. "Dort drüben, siehst du die Schlucht? Dort kommen heut nacht noch die Franzosen her, und vor als der Morgen tagt, sind sie aus den Bergen draußen im Elsaß . . ."

"Das ist Falschheit!" schrie Michel.

"Das ist Geſchtheit!" trumpfte das Mädchen auf. "Mein Onkel Enstache Janfaron ist auch dabei. Er hat dich gern, Michel, und er will dich mitnehmen. Du kennst Weg und Steg im Tal und hast ein paar Augen wie ein Euchs. Du sollst sie führen . . ."

"Und ich will net! Und ich will net!" schrie Michel Weisenthanner eigensinnig, indem er sich die Ohren zubielt.

Aber das Mädchen riß ihm die Hände herunter und blies ihm ihre Verachtung in die Ohren: "Weil du ein Feigling bist, einer, wo alleweil hintendran bleibt und sich versteckt! Geh, ich will nix von so einem Menschen wissen, ich hab' nur einen lieb, wo etwas für mich zu wagen traut."

Sie ließ den verblüfften und eingeschüchterten Geliebten auf der schmalen Waldwiese stehen und verschwand im Dunkel des Hochwaldes. Michel Weisenthanner stapfte wütend und beschämt zu seinen Kameraden zurück.

Er schlenderte mit schwerem Herzen durch den rauchenden Bergwald. Er beklagte es bei sich, daß er verwachsen war und verwünschte die Hebamme, die ihn als dreitägigen Knecks\*) zu Boden hatte fallen lassen, daß ihm die Hüfte verbogen wurde; und dann wieder faßte ihn eine nagende Verwunderung, warum er auf einmal verzagt sei, da es doch all die Jahre her auf und erprießlich mit ihm gegangen war . . . Er hatte Tag um Tag seine Waldarbeit verrichtet, daß der Förster nie mit ihm schelten mußte. Treu hatte er sich und die alte Mutter ernährt trotz der schiefen Hüfte. Jetzt aber . . .

Nom de Dieu! Die Franzosen kamen! Eifette hatte es gesagt, und nie noch hatte er von ihr ein unwahres Wort vernommen . . . Die Franzosen waren unterwegs, um in den Frieden des stillen Talstädtchens zu brechen. Eine große Angst erfaßte ihn; kaum konnte er den Drang hinabwürgen, laut aufheulend das Fürchterliche herauszuschreien. Er begann zu laufen, was ihn die Füße trugen, durch Gestrüpp und Steingeröll, jäh talab, eine schmale Schneise entlang. Er fluchte während dieser wilden Flucht seiner Liebe zu Eifette, der ungebärdigen Kolonelschter, die ihn mit ihren großen saugenden Augen und der wilden Zärtlichkeit ihres Körpers berauscht und verherzt hatte. Er schimpfte im vollsten Laufe kurzatmig vor sich hin: "Warum hab' ich die finden müssen! Wär' ich Dolle\*\*) doch sellmals net auf die Kilb in Sankt Dié, so wär' mir das Maide vielleicht nie unter die Augen kommen! Jetzt häng' ich fest und komm' nimmer los. Ich möcht' auch nur wissen, warum es an mir seinen Narren gefressen hat, ich bin doch so ein wüchter Kaib . . . ! Ich versteh' s net, heilige Maria, ich versteh' s halt net!"

So schimpfend und klagend geriet er plötzlich aus dem dichten Unterholz auf die breite Fahrstraße, die in mächtigen Windungen zur Sankt Didier Höhe und jenseits hinab nach Frankreich führt. Da sah er über sich einen Trupp Franzosen, der gerade um die Ecke bog. Eine Klarinette wimmerte. Die roten Hosen leuchteten herausfordernd in der anbrechenden Nacht. Da lief Michel Weisenthanner Hals über Kopf; er lief und lief, bis er atemlos, schwer keuchend, in der Hauptstraße des Städtleins stand, und hier nun schrie er seine Not heraus, heiser, mit krampfhaft aufgerichteter Stimme, daß ihm fast die Stimmbänder rissen: "Die Franzosen kommen! Die Franzosen kommen! Firio!" — Dann sank er matt in die Knie. Ein paar Bürger schleppten

\*) Kleinen Jungen.

\*\*) Dummer Kerl.



ihn zwischen sich in die nahe Wirtschaft. Dort saßen Bauern und spielten friedlich ihr Sechsendsechzig. „Er hat eine Kist!“\*) lachten sie, als sie die Botschaft erfuhren. Niemand wollte ihm glauben, was er mit eignen Augen gesehen hatte. Man wußte ja, wie die Waldarbeiter bechern können, wenn der böse Geist einmal über sie kommt.

Nun aber kam der böse Geist über die Bürger und Bauern selber. Da zog es heran mit Tirili und Bumbara, in klappendem Schritt und Tritt, verwetterte Gesichter, braun gebrannt, die Uniformen schlaff und lässig um die Leiber. Keine Stimme aber erhob sich zu einem Hochruf für die Franzosen. In düsterem Schweigen standen die Talbürger, ließen mit zusammengekniffenen Lippen die Welschen vorüberziehen. . . . Mit im Saß geballten Fäusten duldeten sie, daß ihnen die Häuser besetzt wurden und daß hungrige Mäuler über ihre Vorräte gerieten. . . .

Den Michel im Wirtshaus aber nahm ein Trüpplein Rothosen in die Mitte. Da saß er nun, ein guter, ehrlicher Elsässer, der bei einem deutschen Förster in Diensten stand, und schielte verstohlen nach dem Kaiserbild über dem harten Lederkanapee neben dem Büfett, und es ging ihm der Wunsch vom Herzen, der da, dieser starke treue Kaiser, möge ihnen hier im Tale helfen, die Rothosen zum Teufel zu jagen. . . .!

Der Caporal\*\*) Eustache Fanfaron, Eisettes Onkel, nahm ihn am Arm und führte ihn beiseite.

„Eisette ist dein, Bruder“, lachte Eustache Fanfaron, „schlag ein, hilf uns, führe uns auf sichern Wegen an den Feind. Schlag ein, es geht um Eisette! Weigerst du dich,“ seine Augen wurden dunkel und drohend, „so ist sie dir für immer verloren, und eine gute französische Kugel weiß dich zu finden. Aber leg dir's!“

Er trat von ihm fort und ließ ihn in wilden Zwiespältigkeiten der Seele stehen. Michel blickte sich aus verwirrten Augen um und taumelte schwer gegen die offene Tür. Einer der Soldaten hielt ihn schreiend am Armel fest und zwang ihm ein großes Glas Rotwein an die Lippen. Er mußte es mit einem Zuge leeren. Eine Lähmung zog ihm das Gehirn zusammen. Willenlos sank er neben dem Infanteristen auf die hölzerne Bank; willenlos trank er Glas nach Glas, bis sich die Stube vor ihm drehte. Er sah, wie ein wild hüllender Soldat das Bild des Kaisers mit dem Bajonett zersezte. Aufschreiend wollte er sich auf den Vermeßenen stürzen, aber die Beine hingen ihm schlaff unter dem Leib. Da zupfte ihn jemand am Arm; aufblickend gewahrte er Eisette, die ihm lieblich zulächelte. „Komm naus“, murmelte er heiser, „ich hab' mit dir zu reden. . .“

Sie folgte ihm, lachend rechts und links die scherzhaften Anrufe der Soldaten erwidern. Draußen wartete eine Hochsommernacht auf sie; die Straßen lagen still und öde.

„Ich hab' dich so lieb, Eisettel, so arg lieb!“ weinte Michel Weisenthanner, als sie nebeneinander im Schatten der Häuserzeile bergan wanderten. „Und du hast mir's doch versprochen, daß du meine Frau werden willst. . .“

Eisette lächelte ihm in dem halbhellen Dämmern der Nacht lieblich in das verstörte Gesicht und schlang einen Arm um seinen Leib und schmiegte die weiche Wange an seine Schulter. „So arg lieb hab' ich dich, Michel. Und deine Frau will ich sein, so wahr, als es einen Herrgott gibt. . . Aber du mußt mir zeigen, daß du etwas Großes für mich tun kannst. . .“

Er ließ das Kinn auf die Brust sinken.

„Ich kann doch nett, Eisettel“, murmelte er noch einmal.

Sie nahm in fest um den Leib und führte ihn in das Wirtshaus zurück. Triumphierend genoß sie ihre Macht über ihn. „Komm“, redete sie ihm zu, wie man einem schlaftrunkenen Kinde zuredet, „jetzt gehen wir wieder hinein, und du legst dich noch ein bißchen aufs Kanapee und

schläfst einmal herum, daß du in der Nacht wieder bei Kräften bist, wenn wir dich brauchen. . .“

„Ich geh' ja auch mit“, schloß sie verheißungsvoll und küßte ihn auf den Mund. Er folgte ihr mit schweren, schleppenden Schritten.

Der Caporal empfing Michel mit einem lärmenden Wortschwall, begrüßte ihn, bevor er ein Wort verlauten lassen konnte, als einen der ihren, und gab ihm kund, daß er in der dritten Morgenstunde die Franzosen ostwärts dem Ausgang des Tales entgegenführen solle, derart, daß man so nahe wie möglich an die Prussiens herankomme. . .

Michel Weisenthanner trank tüchtig und gab sich das Wesen eines lustigen und Gott und die Welt nicht fürchtenden Schwadronners. Er fand Gefallen bei den Welschen und kam in ein gutes, fast herzliches Verhältnis zu ihnen.

„Eisette ist dir sicher, Bruderherz!“ lachte ihn der Caporal an. „Solch einem braven Jungen gibt ein Onkel seine Nichte gern. Ihr könnt dann hier im Elsaß bleiben oder auch zu mir hinüber ziehen. . . Das bleibt sich ja gleich, in Frankreich seid ihr auf jeden Fall.“

Der Morgen trat kühl in die Erscheinung; auf den Wiesen lag dichter Tau. Lautlos, Mann hinter Mann, schlichen die Franzosen am Bergsaum entlang, zwischen Gestrüpp und Gewucher wilden Buschwerks. In ihrer Spitze Michel Weisenthanner und Eisette, die sich an den Händen hielten. Das Fieber des Ungewöhnlichen war in dem jungen Burschen angefaßt.

Fahl lag drüben im Badischen ein Streifen des neuen Tages am Horizont. Zwei Stunden lang wanderten sie lautlos. Einmal hoppelte ein Hase geängstigt quer übers Feld, das sich breit in der verflachenden Talsenkung hinzog. Der Morgenwind blies Michel Weisenthanner die letzten Verwüstungen des Weines aus dem Kopf. Eisette ging dicht neben ihm; sie hatte ihren Arm in seinen Arm geschoben und er hatte plötzlich, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, woher es kam, das feindselige Gefühl, als mißtraue sie ihm, als halte sie ihn fest, daß er nicht entlaufen könne. . .

Und während sie nun so schweigend durch den anbrechenden Tag wanderten, geriet Michel Weisenthanner mit mancherlei Gefühlen und Gedanken in Streit. Vor allem machte ihm der eine viel zu schaffen, wie es geschehen konnte, daß er, der verwachsene stille Waldarbeiter, nun hier dahinzog, mit verräterischen Absichten hinter der Stirn. Er war zeit seines Lebens ein ehrlicher Kerl; nun wollten sie ihn zum Vorräter machen. . .

Ein Weib, eine Heze wollte ihn zum Verräter machen! So oder so, nach Deutschland hinüber oder nach Frankreich hinüber: er war ein Verräter, wenn er weiter vor dieser Bande Franzosen herlief. . . Nom de Dieu! Unwillkürlich ballte er eine Faust und warf sie vor sich in die Luft, daß Eisette erschrocken nach seinem Arm griff. . .

„Was hast denn, Michel?“ fragte sie flüsternd.

„Nix!“ entgegnete er unwirsch, sie abschüttelnd. „Ich hab' nur eine Wut, daß ich da mit dir herumlauf. . .!“

„Michel?“ Sie starrte ihn verwundert an. Ihr Gesicht war bleich in der Fahlheit der Morgendämmerung.

„Jo“, sagte er grob (die elsässische Offenheit und Raufgust war in ihm geweckt und gereizt), „und daß du's nur weißt: am liebsten wär' mir's, wenn ich dich überhaupt niemals gesehen hätt!“

Das fuhr ihr nun doch schmerzhaft in die gute Laune. Sie krampfte ihren Finger in seinen Arm und zischte ihn an: „Sagst das noch einmal, Michel? Zurück nimmst das, soll glaub nur! O du Dolle, ein anderer wär' froh, wenn er mich haben könnt, und du tappst blind und dumm an mir vorbei!“

Sie hätte noch ein Weiteres von seinen Schwächen und Torheiten berichtet, wenn er ihr nicht zornmütig übers Wort geraten wäre. „Bleib doch still! Wenn ich mir's jetzt recht überleg, und je mehr ich mir's überleg: 's hat

\*) Rausch.

\*\*) Unteroffizier.



mir schon mancher gesagt, dich möcht er net zur Frau, du bist böß und herrschüchtig, und man bekommt kein gutes Leben bei dir . . . Ich hab's nie geglaubt, aber gestern abend im Wald, da hab' ich auf einmal Angst vor dir bekommen . . .

„s geht doch um die Heimat!“ flüsterte sie eindringlich an seinem Ohr, sich eng an ihn schmiegend, mit klagender Zärtlichkeit.

Nom de Dieu! Ein Weiberknecht war er gewesen, einer, der einem hübschen Fräulein am Fürtuch hing! Da ballte Michel Weisenthanner zwei Fäuste in den Morgen hinein und stieß das Mädchen von sich und brach aufheulend in die Knie. Er schämte sich tief in die Erde hinein. Und was sich in ihm im halben Weinrausch gebildet hatte, der Gedanke, Eist mit Eist zu überwinden, das wurde jetzt zu einer großen strahlenden Bereitschaft . . . Und sein erster Wunsch war, aufzuspringen und davon zu laufen, den Soldaten seines Vaterlandes die Warnung zu bringen . . . Dann aber war doch die Schlaueit in ihm am Werke, die da sagte, es müsse mit Eist und Glattheit mehr zu erreichen sein denn mit Troß und Gepolter.

So hob sich denn Michel Weisenthanner von den Knien, während in ihm der Abfall von den Feinden endgültig vor sich ging, und gesellte sich wieder neben Eistette, die mit großen Augen und völlig verständnislos bei diesem närrischen Gebaren wartete, und sagte, sie möchten nun weitergehen.

„Sei mir net böß, Eistette“, sagte er scheinheilig zerknirschend, „ich bin jetzt wieder vernünftig.“

Hinter sich hörten sie die näherkommenden Schritte der Soldaten. Als Michel sich umdrehte, sah er ihre Bajonnette glitzern. Aus dem Unterholz tauchte hier und dort der Felsen einer roten Hofe.

Sie nahmen den letzten Hügel vor der Ebene. Da lag das freie Land vor ihnen, grau noch, aber tiefatmend in der Erwartung der Sonne. Da lag es friedlich, als gäbe es in der ganzen Welt keine Kanonen und Maschinengewehre, keine stürmende Kavallerie und keine tüdtsche Kampflust . . .

Da weinte Michel Weisenthanner; ihm, dem einfachen Waldbewohner, kam beim Anblick der erwachenden Heimat wie eine Offenbarung die Gewißheit über die Seele, daß es mit diesem Lande so bleiben mußte, wie es war, und daß sie alle, alle, die da die weite Ebene und die Berge bewohnten, aufstehen müßten wie ein Mann, dem Deutschen Kaiser zu helfen . . . !

Da machte er schnellere Schritte; es war ihm auch gewesen, als hätte er in einer kleinen Bodenwelle Helme blitzen gesehen . . . Plötzlich griff er Eistette am Arm und zeigte nach den blinkenden Kopfbedeckungen. „Jetzt gilt's aufzupassen!“ flüsterte er aufgeregt und lief ein paar Schritte zurück und hob die Hand.

„Halt!“ Wie ein Feldherr stand er vor ihnen, kommandierte: „Alles legt sich auf den Boden. Ich sehe den Feind und will die günstigste Gelegenheit, über ihn herzufallen, auskundschaften!“

Da rauschte es durch die Reihen der Franzosen, die Gewehre klirrten leise, als sie sich eilfertig in das feuchte Moos gleiten ließen. „En avant!“ flüsterte Eustache Janfaron, der irgendwo seitwärts neben seinem Trüpplein lauerte.

„Komm“, sagte Michel Weisenthanner zu Eistette, und zu den Soldaten mit verhaltenem Hohn: „Au revoir, camarades!“

Dann umflammerte er Eistettes Arm und riß sie mit sich fort, flinkfüßig über ein schmales Sträßlein in ein Wäldchen hinein, das die Ebene den Bergen entgegenschickte. Das Mädchen keuchte, wollte fragen . . . Da hielt er sie schon mit festen Armen umschlungen und rang sie zu Boden. „Schrei net! Ich kenn' jetzt nix mehr als meine Ehr und die Heimat!“ Blistschnell schob er ihr sein zusammengeballtes Taschentuch in den Mund, den sie zum Reden öffnete, und band ihr mit Stricken, die er immer im Hosensack bei sich trug, die Hände auf den Rücken und fesselte ihre Fußknöchel, daß sie sich nicht bewegen konnte. So ließ er sie liegen. „Es geschieht dir nix“, sagte er, bevor er sie verließ, „du mußt nur still sein und machen, was ich will. Jetzt bin ich der Meister.“

Eachend, von einer seltsamen Kraft und einem tapferen Willen zum Gerechten erfüllt, rannte er durch das Wäldchen, stand schwer atmend ein Weilchen auf offener Straße, suchte die Deutschen, fand sie und lief darauf zu. Ein harter Anruf nagelte ihm die Sohlen an die Erde. Er hob die Hände zum Zeichen, daß er Gutes bringe. Ein Soldat mit vorgehaltenem Gewehr kam gegen ihn her.

Fünf Minuten später brausten die tapferen deutschen Jungen mit Hurra und Hallo den harrenden Franzosen über die Köpfe! Da half denn dem hohlhändigen Caporal Eustache Janfaron alles fluchen und Wetteren nichts, da half ihnen allen die hinterhältige Eist nichts, mit der sie den Feind überrumpeln wollten . . . Da galt es, Mann gegen Mann seine Tapferkeit zu zeigen. Und ehe die Sonne nach Frankreich hinüberlief, gab's keinen Franzosen mehr im Markkircher Tal.

Michel Weisenthanner aber stürmte hinter der brausenden Truppe her, seltsam gehoben und gehärtet. Er richtete alle seine Kraft auf den Feind; was sonst in seinem Leben war, sank stumm in ein tiefes Grab. Er dachte auch nicht mehr an Eistette, die ungebändigte, die ihn hatte fesseln wollen und die zum guten Ende er gefesselt hatte . . . Was bedeutete ein kleines, herrisches Mädchen in der großen, herrlichen Gewalt der Stürme, die sich aufgemacht hatten, die verdorbene Luft zu reinigen! Michel Weisenthanner stürmte hinter den Deutschen her und sah, wie sie mit festen Griffen ihren Willen gewannen. Und als es wieder still geworden war im Tal, da stand Michel Weisenthanner droben auf der Höhe des Berges und blickte mit leuchtenden Augen hinab auf die Heimat, die er hatte retten helfen, und betete aus seinem einfältigen treuen Herzen heraus sein ehrliches Gebet: „Lieber Herrgott im Himmel, beschütz unser Elsaßland und laß es net geschehen, daß es die Welschen wieder in die Finger bekommen!“

## Loger.

Skizze aus einem ungarischen Dorfe von E. von Ratinszky.

(Nachdruck verboten.)

Es gab nur zwei Dinge auf dieser Welt, die Lajos Loger liebte, nämlich seinen Säbel und seinen Hund Vido. Für beide hätte er sein Leben gelassen. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt: „Wen willst du hergeben, den Säbel oder den Hund?“ so würde er ohne Besinnen geantwortet haben: „Keinen, wir drei gehören zusammen, Trennung wäre gleichbedeutend mit dem Tode. Vido ohne mich stirbt vor Sehnsucht nach mir, mein Säbel ohne mich wird von Rost zerfressen, und ich ohne die beiden — nun

darüber brauch' ich erst gar kein Wort zu verlieren — wer kann sich Loger ohne Säbel und ohne Vido denken?“

Loger bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Kanzleidienerers in einem kleinen ungarischen Dorfe, er war das Faktotum des dort lebenden Kreisnotars. Er trug amtliche Briefe auf die umliegenden Dörfer, und wer ihm auf solchen Geschäftswegen begegnete, dem zeigte er stets eine außerordentlich wichtige Miene, gerade als ob Ruhm und Reich von seinem Auftrage abhingen.



Vor Jahren hatte er bei den Husaren gedient, und aus der damaligen Glanzperiode hatte er sich einige Uniformstücke mit in sein späteres Leben gerettet. Diese Reliquien waren im Lauf der Jahre keineswegs schöner geworden. Dünn, speckig und unansehnlich hingen sie um Eogers Körper, aber sie waren ganz, wenn auch unzählige Flecken eine sehr reizvolle Unterbrechung des Hofenbodens bildeten. Die schlanke, elastische Figur der Jugend hatte das Schicksal Eoger gelassen, nur sein Gesicht sah arg verwittert aus. Wenn er den Mund öffnete, so sah man in eine dunkle Höhle, in der in stolzer Größe ein einsamer Zahn thront. Mit diesem letzten der Mohikaner pflegte Eoger eine harmlose Koketterie zu treiben. Er lächelte stets so, daß man gerade nur ein Bruchteil dieses Zahnes sehen konnte, und wer die Geheimnisse der Eogerischen Mundhöhle nicht kannte, schloß unbedingt auf erheblich mehr Kauwerkzeuge als der Besitzer aufzuweisen hatte. Sehr vorteilhaft war für ihn übrigens auch der herabhängende Schnurrbart, der die Eücken sehr geschickt verbergen half.

Eoger hatte immer zu tun. Auf der Kanzlei war er der allgemeine Liebling. Für die Frauen der Schreiber schnitzte er unsagbar schöne Kochlöffel oder Ständer, auf die die Frauen die leeren Milchkrüge zum Trocknen aufstülpen konnten. Wo in einem Hofe solch ein Milchkrugständer zu sehen war, konnte man überzeugt sein, daß die Hausfrau in irgend einer freundlichen Beziehung zu Eoger oder seinem Hunde Vido stand. Denn wer Vido etwas Liebes tat, dem war in Eogers Herz ein Denkmal gesetzt, und die Revanche bestand immer in einem Kunstsergeus seiner fleißigen Hände.

Wenn er in seinem kleinen Gärtchen saß, hielt er lange tiefsinnige Gespräche mit Vido und seinem Säbel. Vido bedeutete für ihn die Gegenwart, der Säbel war die Vergangenheit. Wenn er mit dem Hund sprach, so fing er seinen Satz gewöhnlich mit den Worten an: „Wie denkst du über dies oder das?“ Bei dem Säbel aber hieß es: „Weißt du noch?“

Heute meinte es die Herbstsonne gar gut mit den drei Unzertrennlichen. „Geschenkte Tage“, pflegte Eoger zu sagen. Sie rieselte wohligh über Eogers Rücken, sie warf ganze Strahlenbündel in den kleinen Garten. Der Säbel glänzte unternehmend, Vido blinzelte ein bißchen geärgert nach ihm hin. Er fand es anmaßend von dem Säbel, sich so bemerkbar zu machen. Eoger schnitzte eifrig an einem Löffel, der diesmal ganz raffiniert verzierte; oben auf den Stiel setzte er eine kleine Blume, das sollte eine besondere Aufmerksamkeit für die Frau des Kreisnotars bedeuten. Während er so arbeitete, warf er hin und wieder Vido eine Frage zu:

„Was glaubst du, alter Freund, wird sich die gnädige Frau über den Löffel freuen? — Natürlich, meinst du? Ich bin auch davon überzeugt. Nächste Woche hat sie ihren Namenstag, du weißt doch, am 15. Oktober? Da gibt es für mich einen Zwetschgenschnap und für dich ein paar zarte Knöchelchen — na und für dich, getreuer Säbelfreund, hat sie dann stets einen neuen Wollappen, mit dem ich dich putzen kann. Ja, ja, sie ist eine gute Frau, — sie hat ein Herz für Mensch und Tier. Ich werde ihr drei Löffel schnitzen — wie denkst du darüber, Vido?“

Vido war einverstanden, und er gab seine Einwilligung zu erkennen, indem er lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Eoger war fertig mit dem blumengezierten Löffel. Stolz hielt er ihn in die Höhe. „Nun, was sagst du dazu? Ich werde die andern Löffel auch an den Stielen verziern. — Ich habe eine köstliche Idee! Auf einen Löffel werde ich Vidos Kopf schnitzen, auf den andern den Säbelgriff! Weißt du noch“, wandte er sich an den Säbel, „wie wir einmal in der Küche des Generals Malonyay zu Abend aßen? Hast du auch nur einen einzigen so schönen Löffel gesehen? Glaubst du, daß auch nur eine unserer Generalsfrauen einen so schönen Kochlöffel besitzt?“ Der Säbel schwor Eoger zu, daß er dies für ganz ausgeschlossen halte. Befriedigt machte sich Eoger wieder über seine Arbeit her.

Doch nun wälzten sich Gedanken hinter seiner Stirn, die er ganz allein verarbeiten mußte. Er hatte eine große Sorge, sie betraf die Köchin des Doktors. Diese Jungfrau hatte gut und gern ihre 50 Lente erlebt, man konnte sie also als eine etwas überreife Frucht bezeichnen. Vor 30 Jahren war sie zweifellos sehr begehrt gewesen. Jetzt konnte sie nur noch durch ihre Kochkünste reizen. So ein gefülltes Kraut oder gar Paprikahänel wie bei Doktors gab es sonst nirgendwo.

Wenn sich Mariska damit begnügt hätte, des Kanzleidieners Magenfreundin zu sein, dann wäre alles in schönster Harmonie verlaufen, aber nein, Mariska verfolgte höhere Ziele; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Eogers Frau zu werden, und dagegen sträubte er sich energisch. Das wäre ihm als ein Treubruch gegen seine beiden alten Freunde erschienen, außerdem fehlte ihm auch entschieden die Begeisterung zu dieser Ehe.

Aber Mariska war zähe; sie gab die Hoffnung, daß sie ihr Ziel doch noch erreichen würde, nicht so ohne weiteres auf.

Während Eoger mit allen Kräften von ihr wegstrebte, saß sie in ihrer blitzblanken Küche und grübelte über das selbe Problem. Da fiel ein Sonnenstrahl gerade auf ihren Lieblingsteller, der zum Schmutz an der Wand hing. Ein sehr kühner Husar war darauf gemalt, und darunter stand der sinnige Spruch: „In meinem Zimmer ruht der Ofen, in meinem Herzen ruht nur du.“ Wahrhaftig, das stimmte beides! Wenn nur der Mann ihrer Leidenschaft sich nicht so ablehnend gegen sie verhalten hätte, wie schön und glücklich hätte ihre Zukunft werden können. An all dem Jammer war allein der Vido schuld. An diesem dummen Tier hing der Mann mit einer Zärtlichkeit, die ihn blind und taub gegen alle weiblichen Reize machte. Wegen so einer Kreatur sollten ihre Wünsche nicht in Erfüllung gehen? Und plötzlich kam Ordnung in die Wirren von bösen Gedanken, die sich in Mariskas Hirn stritten. Es entstand ein Plan, der ohne große Schwierigkeit auszuführen war. Vido mußte auf die Seite geschafft werden. Während der Kanzleidienst die Zimmer in Ordnung brachte, lag der Hund gewöhnlich auf der Schwelle und wartete auf die Rückkehr seines Herrn. — Diese Stunde wollte Mariska benutzen. Vido kannte sie, und wenn sie ihn mit einigen Federbissen lockte, würde er ihr sicherlich folgen. Sie wollte ihn nicht töten — nein —, aber einige Wochen konnte er im Keller eingesperrt leben, das würde ihm weiter nicht schaden, und Eogers Herz, so plötzlich des Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, würde sich gewiß ihr zuwenden. Mariskas Gesicht glühte vor Eifer und Tatendrang.

Am anderen Tag hatte sie auch wirklich das Glück, den Hund zu finden. Mit schmeichlerischen Worten und prachtvollen Bratenresten ging sie auf ihr Opfer los. Vido lief ihr sogar entgegen und sprang vergnügt an ihr in die Höhe. „Komm nur, mein Hundchen, komm nur mit mir, ich hab' noch eine Überraschung für dich.“ So plauderte sie mit dem ahnungslosen Tier, und dann hatte sie es bald so weit, daß es mit ihr im Hause verschwand.

Eoger hatte unterdessen seine Arbeiten beendet. Nun trat er vor die Tür, piffte leise nach Vido, und als der Hund nicht sofort kam, rief er nach ihm. Kein Vido war zu sehen. Er wird schon nach Hause gelaufen sein, dachte Eoger ohne jedes Mißtrauen. Langsam trat er seinen Heimweg an. Es war ihm unbehaglich, so allein zu gehen. Seinen Weggenossen mochte er nicht missen, er war gewohnt, ihn immer um seine Meinung zu befragen. Da drüben schritt zum Beispiel die Bäckersfrau, sie trug ein neues grellrotes Tuch um den Kopf. Eoger wollte gerade Vido darüber interpellieren, ob er es billige, daß sich eine Frau von 50 Jahren noch so putze; da fiel ihm ein, daß Vido ja nicht neben ihm hertrabe. Dem Säbel fehlte für solche Dinge das nötige Verständnis; der war nur in Uniformen kompetent. So mußte Eoger sich allein entscheiden, ob die Bäckersfrau recht daran tat, sich so herausfordernd zu schmücken.





**Sehnfuht.** Nach dem Gemälde von Gabriel Max.



Eoger war schon ein bißchen ärgerlich. Wie kam Vido dazu, von seinem Platze wegzulaufen? Was waren das für neue Gepflogenheiten? Er würde ihm, daheim angelangt, gründlich den Text lesen. Als Eoger indeffen in seinen Garten trat, mußte er mit wachsender Unruhe feststellen, daß der Hund auch hier nicht aufzufinden war.

Wo konnte er denn nur sein?

Und nun begann eine qualvolle Zeit für Eoger. Stundenlang rannte er umher und fragte jeden Menschen, dem er begegnete, nach seinem Hunde. Niemand hatte das Tier gesehen.

Sein Verdacht fiel auf die Zigeuner. Diese Bande! Wer konnte wissen, wo Vido jetzt war, vielleicht schon längst aufgefressen von den immer hungrigen Kerlen, die in der Nähe ihre Ansiedlung hatten. Eoger faßte seinen Säbel fester; wenn er den Mörder entdeckte, wollte er seinen Freund blutig rächen.

Drei Tage waren vergangen. In tiefer Trauer hatte sich Eoger in seine Behausung verflochten. Er fühlte sich so elend wie nie zuvor in seinem Leben. Langsam flutete die Dämmerung in sein kleines Zimmer. Der Säbel lag neben ihm, er blinkte Eoger zu und sprach ihm leise und eindringlich Mut ein. Aber Eoger war in eine dichte Wolke von Unglück gehüllt, und Trost konnte ihm selbst der Säbel nicht spenden. Eoger saß in der Dunkelheit wie der leibhaftige Jammer — plötzlich rannen zwei große Tropfen aus seinen Augen, blieben eine kleine Weile in der tiefen Mundfalte liegen, suchten sich dann einen Weg durch das Schnurrbartgestrüpp und fielen auf Eogers gefaltete Hände.

Ganz erschrocken fuhr er in die Höhe. Was denn? Heulen wie ein altes Weib? Tatenlos hier sitzen, ist das Treue? Auf und nach Vido gesucht! Er schnallte seinen Säbel um und schritt auf die Straße. Die Häuser mit ihren geschlossenen Augen sahen aus, als ob sie schliefen. Nichts

regte sich, es lag eine feierliche, beklemmende Stille über dem ganzen Dorfe. Eoger seufzte tief auf. Sein Herz hatte nur die eine Sehnsucht, Vido wiederzufinden. Nur noch einmal in die treuen Hundeaugen sehen, — nur noch einmal das Fell des Tieres streicheln! So quälend und heftig war dies Verlangen, daß Eoger ganz laut den Namen des Tieres rief. Es klang ganz schauerlich — aber horch, was war das? — hatte er nicht ein jämmerliches, klagendes Heulen gehört? „Vido“, rief Eoger, seine Stimme schwoll an, als ob sich seine ganze Kraft in die Lungen gelegt hätte. Wahrhaftig, das Heulen des Tieres wurde deutlicher!

Erschrocken und hastig machten die Häuser ihre Augen auf. Was war denn passiert? Die Bewohner kamen aus den Türen heraus, sie umringten Eoger und bestürmten ihn mit Fragen. Er konnte nicht sprechen, nur ein unartikuliertes Schluchzen drang aus seiner Kehle. Seine zitternden Hände deuteten nach einem Hause — dort — dort — Man stützte ihn und führte ihn vor des Doktors Wohnung. Immer deutlicher erklang das Heulen des Hundes — nun begriffen die Leute, was das alles zu bedeuten habe. Man ging der Stimme nach und fand den Hund im Keller. Abgemagert kam das Tier herausgestürzt. Es hatte in all den Tagen kein Futter angenommen. Treue war stärker als Eist. Das war ein Wiedersehen! Vido sprang seinem Herrn bis an den Hals. Eoger aber stammelte: „Gott sei Lob und Dank, daß ich dich wieder hab“, mein alter, guter Kerl . . .“

Ganz erschüttert, im tiefsten Dunkel des Hofes, stand Mariska. Ach, wie sie sich schämte! Ihre Eifersucht schmolz dahin, wie der Schnee in der Märzsonne. Sie trat schluchzend vor Eoger und beichtete ihre Missetat. Ohne Beschönigung gestand sie alles ein. Dann reichte sie Eoger die Hand: „Kannst du mir verzeihen?“ Und Eoger im Übermaß seines Glücks stieß die Worte hervor: „Ich werde dich sogar heiraten, — heiraten werde ich dich.“

## Eine Nacht im Schützengraben.

Am 4. 11. 14 gedichtet vom Sabnenjunker, Gefreiter und Zugführer **Franz Beyer**.

Still ist's in unserm Dorf; wir hieten an,  
Die draußen für uns wachten, abzulösen.  
„**Marisch!**“ — Eine Schattenkette, Mann an Mann,  
Schiebt vor sich wie ein geisterhaftes Wesen.  
Durch Wiesen, Weidenbüsche führt der Weg,  
Gedeckt von feindeseblicken, feindesschüssen.  
Das Bächlein vor uns überbrückt ein Steg.  
Hinüber! — „Seht, der Boden aufgerissen,  
Gewühlt von Kugeln, die der Feind gesandt!“ —  
„Was bringt man dort?“ „Wir tragen einen Toten!  
Er fiel beim letzten Sturm fürs Vaterland.“  
„Habt mehr Verluste Ihr gehabt?“ „Noch zwei!  
Kopfschuß! Rächt sie!“ „Gewiß!“ Schon sind wir weiter.  
Der Graben ist erreicht. Wir atmen frei;  
Hier trifft kein Schuß. — „Heda, Gefreiter,  
Daß keiner schießt, wenn sich der Feind nicht zeigt.  
Verlaßt die Deckung nicht! Die Köpfe runter!  
Selbst wenn das Knallen drüben auch mal schweigt,  
Müßt acht Ihr geben! Munter, bleibt mir munter!“

Der Leutnant gebietet es. Am Waldestrand  
Steht brennend ein Gehöft in hellen Flammen  
Und übergießt mit Blut das weite Land.  
Mein Fernrohr zeigt mir unsrer Feinde Gräben,  
Die, von des Brandes schwankem Licht erhellt,  
Gespenstisch sich bald senken und bald heben.  
Sonst liegt in tiefem Schweigen rings die Welt.  
„Dort regt sich etwas!“ flüstert's neben mir.  
Ich schaue hin. „Ein herrenloser Hund  
Schleicht, Nahrung suchend, wildernd durchs Revier.  
Sonst ist kein Leben in dem weiten Rund.“ —  
Der Morgen graut. Im Osten wird es hell.  
Ich dicke jetzt, die Zeit mir zu vertreiben.  
O Morgenrot, du neuen Lebens Quell,  
Du gibst mir Licht, mein Stammeln aufzuschreiben.  
Da taucht die Sonne schon mit Glutensblicken  
So sieghaft kühn empor am Westenrand.  
Was wird der Tag, den du uns kündest, schicken?  
Er schide Sieg dem teuern Vaterland!

## „Befreit!“

Skizze von **Bettina Lebrecht-Bergka**.

Der Tanz hat wieder begonnen.“  
Lassen Sie uns doch hier bleiben! Es ist so frisch  
und kühl im Wintergarten, es läßt sich so fried-  
lich plaudern!“  
„Ja — und ich bin auch müde“, sagte Frau Wald-  
müller, sich bequem zurücklehrend. „Erst jetzt fühle

ich es, wie müde ich bin, wie ungeeignet für ein fröh-  
liches Fest.“

Hans Ehrhardt sah sie kopfschüttelnd an. „Es ist  
noch gar nicht spät.“

„Aber ich habe heute den ganzen Tag gear-  
beitet —“

(Nachdruck verboten.)



„Heute, wie immer. Arme Frau! Arme Rola! Welche Existenz!“

Sie wurde sehr rot und ihre Stirn fürchte sich leicht. „Wollen Sie mich bemitleiden?“

„Sagen Sie selbst, gnädige Frau,“ unterbrach er sie lebhaft „ob dieses Leben Ihrer würdig ist?! Sie schön und jung, reich begabt, wie wenige Ihres Geschlechts, — Sie, eine Künstlerin —“

„Künstlerin?“

„Wenn Sie es nur gewollt hätten! Sie hätten es weit gebracht, sehr weit! Aber Sie haben es vorgezogen, mit zwanzig Jahren zu heiraten, Ihre Kunst an den Nagel zu hängen und — sich als brave Hausfrau von früh bis Abend zu plagen.“

„Ich liebe meinen Mann.“

„Das haben Sie bewiesen. Sie haben ihm alles geopfert, die Kunst und Ihr bequemes, pflichtenloses Dasein, Sie haben sich sogar von Ihrem reichen Onkel enterben lassen. Aber ist es darum minder wahr, daß Sie zu schade sind für dies Dahinwelken —“

„Erhardt, was wollen Sie von mir?“

„Ihnen die Augen öffnen. Oder vielmehr, Sie zwingen, sich einzugestehen, was sich Ihnen gewiß schon oft insgeheim aufgedrängt hat — daß Sie so nicht weiterleben können, nicht dürfen! Wir sind uns selbst etwas schuldig — wir haben nicht das Recht, uns wegzuwenden, wenn die Natur uns mit hohen Gütern ausgestattet hat.“

Sie legte ihre Hand bittend auf seinen Arm. „Schweigen Sie, Erhardt! Quälen Sie mich nicht! Ich habe mein Los selbst gewählt —“

„Und nun müssen Sie ausharren, bis das Glück an Ihr Fensterlein klopft — oder bis Sie alt und grau sind und sich zur ewigen Ruhe legen, ohne es je gekannt zu haben.“ Er sah ihr fest in die Augen. „Das können Sie nicht, Rola, das wollen Sie gar nicht! Sie sind zur Freiheit geboren und nicht zur Knechtschaft, zum geistigen Genießen und nicht zum Wirken am Küchenherd. Sie waren zu jung, um das zu begreifen, damals als ich es Ihnen zum ersten Male sagte, vor fünf Jahren. Aber heute haben Sie es verstanden. Heute haben Sie begriffen, daß Sie sich losmachen müssen — oder zu Grunde gehn.“

Die junge Frau blickte finster zu Boden. „Ich sollte das nicht mitanhören. Erhardt, Sie nennen sich meinen Freund und säen Unfrieden —“

Er nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie sanft. „Rola, liebe, kleine Rola! Wenn Sie wüßten — o wenn Sie wüßten, wie gut ich Ihnen bin! — Ich —“ Er brach jäh ab — und dann nach einer kurzen Pause, in verändertem Ton: „Ich verreise nächstens“, sagte er. „In sechs Wochen — ich gehe nach Rom.“

„Nach Rom!“ Ihre Lippen bewegten sich leise, als wollten sie noch mehr sagen. Sie schaute träumerisch vor sich hin, in die dunklen Palmen, die sie umgaben auf den kleinen plätschernden Springbrunnen in der Mitte des Wintergartens.

Erhardt war aufgestanden und begann langsam hin- und herzugehen. „Ich muß fort — nach dem Süden — leben! atmen! schauen! Student bin ich in der ewigen Stadt gewesen. Nie hat seither meine Sehnsucht, sie wieder betreten zu dürfen, geschwiegen. Wie grau und eintönig erscheint einem alles hier, wie kahl, wenn sich die Märchenwelt Italien einem offenbart hat! — Sie wissen ja — auch ich wäre wohl ein Künstler geworden — wenn das Schicksal nicht einen reichen Mann aus mir gemacht hätte.“

Plötzlich blieb er vor ihr stehen. „Kommen Sie mit mir, Rola!“

Sie schrak zusammen und wurde blaß. „Was soll das, Erhardt?“

„Kommen Sie mit mir!“ wiederholte er eindringlich.

„Machen Sie sich frei!“

„Das ist ja Wahnsinn!“

Er beugte sich zu ihr herab. „Ich liebe Sie“, flüsterte er leidenschaftlich. „Seien Sie die Meine und ich will Ihnen alles zu Füßen legen, wonach Ihre Seele dürstet! Ich will Ihnen Ihre Kunst wiedergeben — will Ihr Auge öffnen für Schönheiten, die Sie noch nicht ahnen. An meiner Seite sollen Sie ein Leben führen, das Ihrer wert ist —“

„Ich schäme mich“, unterbrach ihn die junge Frau hastig, „dies Gespräch mit Ihnen zu führen. Welche Antwort können Sie denn von mir erwarten?“ Sie stand auf wie um zu gehen, aber unschlüssig wandte sie sich nach ein paar Schritten wieder um. „Und doch muß ich nun — ich selbst eine Frage an Sie richten.“ Sie stockte und tiefe Glut bedeckte ihre Wangen, als sie fortfuhr: „Warum haben Sie nicht so zu mir gesprochen, als — bevor ich Robert Waldmüller kennen lernte?“

„Weil mir damals nicht der Gedanke kam, daß Sie so jung Ihr Herz verschenken würden — an einen Anderen“ gab er bewegt zurück. „Ich, der ich auf Ihre Liebe fast ein Anrecht zu haben glaubte aus unsern Kindertagen! Bedenken, Sie, ich war vierundzwanzig — kaum reif zur Ehe!“ Er sah ihr fest in die Augen. „Und wenn ich um Sie geworben hätte, Rola — hätten Sie ja gesagt?“

Ihr Blick hing wie gebannt an ihm. „Ich glaube!“ kam es leise von ihren Lippen.

„Aber heute steht es anders — denn Sie sind bereits verkauft, nicht wahr? Und sie nennen sich eine Vorläuferin moderner Anschauungen!? — Wenn wenigstens der Kaufpreis kein so erbärmlicher gewesen wäre! Eine Rola von Essenbrück hätte einen höhern fordern müssen.“ Er bückte sich zu ihr herab, so daß sein Mund beinahe ihr Ohr berührte. „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich mich so abweisen lasse. Es wird ein Kampf sein — aber ich werde Sieger bleiben!“

„Ich liebe meinen Mann — so hören Sie denn nicht? ich liebe Robert!“ war alles, was sie mit halberstimmter Stimme hervorstammeln konnte.

„Sie haben ihn geliebt!“ sagte er kühl.

Gegen Morgen schlummerte sie ein. Und da befand sie sich plötzlich in Rom, in der sizilianischen Kapelle. Die Meisterwerke, nach denen ihr höchstes Sehnen gegangen war, standen vor ihr, sie durfte sie betrachten, sich in ihren Anblick ganz versenken. Wie groß, wie erhaben war das, was ihre Augen schauten, wie unendlich schön! Und eine Stimme neben ihr flüsterte: „Nun sollst du erst das Herrlichste sehen, was Michelangelo geschaffen hat — das Grabmal Julius II.“

Ein leises Geräusch weckte sie. Ihr Gatte hatte das Zimmer verlassen und die Türe behutsam hinter sich zugeklippt. Wie gut von ihm, sie nicht stören zu wollen! Und das Frühstück? Einmal würde er seinen Tee wohl selbst zurechtmachen können!

Sie war müde, körperlich und seelisch abgespannt. Schade um den schönen Traum, daß er so jäh unterbrochen worden!

Einige Stunden später saß Rola vor einem kleinen Tischchen, hatte ein Zeichenbrett vor sich und einen Pinsel in der Hand und war im Begriff, die Kinderfigürchen, die sie eben entworfen hatte, mit Wasserfarben anzufärben. Die drei einfachen Stuben waren in peinlicher Ordnung, auf dem Küchenherd brodelte und briet das Mittagessen. Und nun konnte man ein wenig für sich arbeiten. Das waren Postkartenentwürfe, mit denen sie regelmäßig etwas Geld verdiente, und von dem Verdienst schaffte sie sich dann Leinwand und Ölfarben und malte — Stilleben. Denn lebendige Modelle waren zu teuer. Sie hatte sich bloß einmal diese Ausgabe leisten können als sie für die Illustrationen eines Märchens zwanzig Mark erhielt — und da hatte sie eine lebensgroße Magdalena gemalt die ihr ehemaliger Meister sehr lobte. In der Ausstellung wurde das Bild jedoch zurückgewiesen. „Begabt aber



mangelhaftes Können“ sagten die Herren der Jury. Und das war richtig. „Mein Gott wenn man nur Muße hätte!“

Sie tuschte die niedlichen Babies an, rosa, grün, gelb — aber heute wollte die Arbeit nicht recht gehen. Sie mußte immer an das Gespräch im Wintergarten denken, das ihr Angst eingeflößt hatte — Angst vor sich selbst. War es wahr, daß sie sich weggeworfen hatte? Wahr, daß sie ihren Mann nicht mehr liebte? Weil er arm war? Sie hatte ihm alles geopfert, ja — aber er nicht auch ihr? Sorglos war er gewesen, solange er unverheiratet war — heute kämpfte er mit Sorgen. Und die Freuden der Ehe — Sie waren kinderlos. Diesen Luxus kann man sich nicht gestatten, wenn man als kleiner Staatsbeamter von seiner Gage leben muß. Armer Robert! In seiner freien Zeit schrieb er Artikel für eine Zeitung, die ihn sehr schlecht bezahlte. War er glücklich, war er zufrieden? So wenig, wie sie. Erhardt hatte recht — das war kein Leben, das war ein kümmerliches Sichfortschleppen, ein Ringen ohne höheres Ziel. In ihrem Innern war alles verdorrt — auch die Liebe zu ihrem Gatten, das fühlte sie heute unabweislich klar. Sie hatte geglaubt, diese Liebe werde sieghaft das Schwerste überwinden — jetzt wußte sie, daß sie erlegen war. Trostlose Erkenntnis!

Der Tisch war noch nicht gedeckt, als ihr Gatte nach Hause kam. Aber, was schlimmer war, das Essen war ganz und gar verdorben. Rola hatte einfach daran vergessen. Robert aß ein paar Bissen und schob dann ruhig den Teller weg.

Rola wurde sehr rot. „Ist es denn gar so schlecht?“ frug sie etwas gereizt.

„Ich sage ja nichts“, meinte er. „Es schmeckt mir eben nicht — und ich habe auch keinen Hunger“, fügte er beschwichtigend hinzu.

Sie brach in Tränen aus. „Du bist immer gut — aber ich kann auch nichts dafür — es will manchmal nicht gehn!“

„Ich weiß, mein Liebling“, sagte er sanft, ihre Wangen streichelnd. „Du bist auch zu dieser Arbeit nicht geschaffen, und die kleine Hand, die den Pinsel führen sollte —“

„O schweig!“ unterbrach sie ihn erschrocken, den Zeigefinger auf seine Lippen legend. „Schweig, ich bitte dich!“

Der Schnellzug rast durch die Nacht. In einem Schlafwagencoupee, auf ihrem Lager zusammengekauert, sitzt eine junge Frau und starrt ins Halbdunkel. Aber ihrem Haupt hört sie die ruhigen, regelmäßigen Atemzüge eines Mannes.

War sie es wirklich, Rola Waldmüller, die mit einem Fremden floh? ihren Gatten verriet, der sie liebte? — Wie hatte sie es nur über sich gebracht, ihn zu verlassen? Und der Brief, den sie ihm hingelegt, den er finden und lesen mußte, der Brief, in welchem sie sich nicht einmal zu verteidigen suchte — in welchem nichts stand, als daß sie dies Leben nicht länger ertragen konnte! Mußte Robert nicht verzweifeln, wenn er ihn las?

Aber es trieb sie fort, es trieb sie hinaus in die Welt. Nur nicht verkommen in dieser kleinlichen Enge! Frei sein, und gilt es auch den höchsten Preis!

In den zwei Monaten, die seit jener Ballnacht vergangen waren, hatte Hans Erhardt sie häufig besucht. Er hatte viel von seiner Reise gesprochen — von ihrer gemeinsamen Reise. Denn daß Rola ihn begleiten würde, hatte er nicht einen Augenblick in Zweifel gezogen, trotzdem sie diese Zumutung stets entschieden zurückwies. Er hatte dann bloß gelächelt und gesagt: „Sie werden mit mir

kommen — ich weiß es.“ Und als er sie vorgestern verließ, da sagte er zum Abschied:

„Morgen um 5 Uhr hole ich Sie — halten Sie sich bereit.“

Und sie war wirklich mitgegangen.

Und sie war in Rom. Mit heißer, fiebernder Erwartung hatte sie die Wunder zu schauen ersehnt, die die heilige Stadt ihr enthüllen sollte. Unermüdet wanderte sie an der Seite ihres Begleiters durch die Galerien, durch die Gemächer des Vatikans, stundenlang erging sie sich mit ihm in den Trümmern und Überresten der antiken Welt. Aber all das Schöne, Herrliche — sie konnte es nicht genießen. Aus jedem Bild, aus jeder Statue blickte ihr Roberts Antlitz entgegen und in seinen Augen las sie Verwerfung. Und je mehr dieser Wahn sie verfolgte, desto häufiger suchte sie sich zu zerstreuen, desto mehr lechzte sie nach Neuem, noch nicht Gesehenem.

Aber was waren die Tage im Vergleich zu den trostlosen, jammervollen Nächten, in denen der Schlaf sie floh! Welches Grauen, welcher Abscheu vor sich selbst! Sie hatte ihren Gatten verlassen, unbekümmert, was er dadurch leiden mochte. Schlimmer, als das: sie war die Geliebte eines andern Mannes, sie teilte sein Bett, duldete seine Liebeskosen — ohne Liebe! Gab es ein Wort, diese Schande zu bezeichnen?

Und kein Ausweg! kein Entrinnen!

Die Sehnsucht nach Robert war längst in ihr erwacht. Ihr Herz hing noch an ihm — hatte erst die Trennung es ihr beweisen müssen!? „Zurück!“ rief's manchmal in ihr, „zurück zu ihm!“ Er würde sie wieder in seine Arme nehmen und das Entsetzliche verzeihen, wie er ihr manches kleine Unrecht verziehen hatte. Denn er liebte sie noch, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Aber an sich selbst zweifelte sie. Würde sie die Kraft haben, das Leben, dem sie eben entronnen war, von neuem zu ertragen? Würde eine lausiche Dämmerstunde, eine glühende Umarmung sie vergessen machen, daß sie unfrei war, an kleinliche Sorgen gebunden? — Sie konnte nicht zurück — und ihr jetziges Dasein war Hölle!

Wochen vergingen, Monate. Der Mai fand sie in Florenz. Da blühte und glühte es in tausendfältiger Pracht, die Blumenstadt hatte ihr Festgewand angelegt und prangte in feenhaftem Zauber. Aber wie auch der Farbenglanz ihr Künstlerauge lockte, der Blütenduft ihre Sinne bezauberte — der Segen blieb aus. Sie hatte immer gemeint, wenn es ihr vergönnt wäre, so aus dem Vollen der Natur zu schöpfen, dann müsse es gelingen. Die Skizzen, die sie entwarf, waren matt und eintönig, und Erhardts bestes Lob konnte sie nicht überzeugen, daß sie tangten.

Es war zu Ende des Monats, schwüle, brütende Nachmittagshize. Hans Erhardt saß im Spielzimmer des Hotels in seine Schachpartie vertieft. Rola trat zu ihm.

„Die Herren verzeihen einen Augenblick!“ sagte sie, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Ich gehe ein wenig fort — ich muß etwas besorgen.“

Er sah sie verwundert an. „Jetzt? bei diesem schrecklichen Sonnenbrand?“

„Du weißt, daß mich das nicht stört“, erwiderte sie. „Ich bin bald wieder hier.“

„Wie du willst.“ Er führte ihre Hand zerstreut an die Lippen. Mit leisem Druck umklammerten ihn ihre Finger sekundenlang — sie ging.

Sie kehrte niemals wieder und keine Spur ward von ihr gefunden. Aber von einem Dampfer, der wenige Tage später Genua verließ, wurde bei der Ankunft in Alexandrien eine Dame vermißt, die man zum letztenmale nachts vorher auf dem Verdeck gesehen hatte.

